

Literarische Berichte und Anzeigen

Allgemeines

Wilhelm de Vries: *Orthodoxie und Katholizismus. Gegensatz oder Ergänzung?* (= Herder-Bücherei 323). Freiburg (Herder) 1965, kart. DM 2,80.

Die am 7. Dezember 1965 in Konstantinopel und Rom abgegebene Erklärung, daß der Bann vom Jahre 1054 aufgehoben sei, ist kein Abschluß, sondern ein Anfang neuer Verhandlungen. Um die Tiefe und Schwere der bevorstehenden Gespräche zu ermessen, ist ein Einblick in die Vergangenheit notwendig. Dazu bietet das vorliegende Büchlein eine gute Einführung und vermittelt einen gründlichen historischen Überblick. Mit Recht weist der Verf. auf die schon in den ersten Jahrhunderten bestehenden Verschiedenheiten zwischen Ost und West hin, um dann auf die dogmatischen und kirchenrechtlichen Differenzen im Einzelnen einzugehen. Sodann geht er auf die Konzilsbestimmungen, die den Gegensatz vertieften, und auf die weiteren theologischen und liturgischen Abweichungen ein, die im 9. Jahrhundert schon unüberbrückbar erschienen. Vom photianischen Schisma wird die Linie weiter zum endgültigen Bruch von 1054 durchgeführt. Dabei geht der Verf. in sorgfältiger Weise auf die tieferen Gründe der Trennung ein. Entgegen manchen heutigen Stimmen betont er, daß es verfehlt ist, „für das Schisma nur einige wenige Einzelpersonen verantwortlich zu machen“.

In einem zweiten Teil, der von 1054 bis 1903 reicht, verfolgt der Verf. die Verschärfung der Gegensätze, die sich im Mittelalter zwischen Rom und Konstantinopel ergab. Diese Entwicklung ist theologisch durch die stärkere Betonung des filioque, rechtlich durch die Zentralisierung der Kirche im Westen ausgelöst. Ob man den östlichen Palamismus als Gegenwirkung gegen die westliche Schultheologie ausgeben darf, bleibt fraglich. Dazu werden aber auch neuere Stimmen aus der griechischen und russischen Theologie zu Gehör gebracht. Der Theologie wird die Unionspraxis gegenübergestellt, die in ihrer Ausprägung vom 13.–18. Jahrhundert deutlich gemacht wird. Den Abschluß bildet die Haltung Roms gegenüber dem Osten im 19. Jh. In seinem Schlußwort weist der Verf. auf die neue Phase der Begegnungen und auf die ökumenische Gesinnung in beiden Kirchen hin, die ungeahnte Ausblicke eröffnet.

Münster

Robert Stupperich

P. Placid J. Podipara, CMI: *Die Thomas-Christen.* (= Das östliche Christentum. Neue Folge, Heft 18). Würzburg (Augustinus-Verlag) 1966. 201 S., 4 Bildtafeln, kart. DM 45.90.

Die hier vorliegende Geschichte der Thomas-Christen Südindiens ist von hoher Gegenwartsbedeutung; denn der indische Bundesstaat Kerala, der in der Weltpresse wegen seiner Sonderstellung immer wieder starke Beachtung findet, ist in seiner religiösen Struktur hauptsächlich von den Thomas-Christen geprägt. Ohne Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung dieses Zweiges der Ostkirche sind darum auch die religiösen Verhältnisse jenes „christlichen“ indischen Staates unverständlich. In der kirchlichen Öffentlichkeit des Westens fand dieser Teil der östlichen Christenheit in neuester Zeit überdies starkes Interesse durch seine Fruchtbarkeit an Priester- und Ordensberufen. All diese Umstände empfehlen die vorliegende Studie einem Leserkreis, der ohne Zweifel weit über die Grenzen der zunächst angesprochenen Fachwissenschaft hinausgeht. – Der Verfasser ist selbst gebürtiger Inder, Priester des syro-malabarischen Ritus, Mitglied der südindischen Kongregation der Maria-Immakulata-Karmeliter und Professor am Orientalischen Institut in Rom. Er bringt

darum die besten Voraussetzungen mit, um Antwort geben zu können auf viele sehr schwierige Fragen. Von besonderer Bedeutung sind aus dem gleichen Grunde jene Abschnitte (4. und 5. Kapitel) und Belegstellen, in denen er aus eigener Anschauung das politisch-soziale Leben und die gesamte kirchliche Ordnung der Thomas-Christen charakterisiert, die offenbar aus den Mitgliedern einer hohen hinduistischen Kaste hervorgegangen sind, die zum Christentum übertraten, ihre politisch-soziale Kastenordnung aber beibehielten.

Die Verbindung des Christentums mit der bodenständigen politisch-sozialen und kulturellen Ordnung Südindiens schuf eine Kirchengemeinschaft ganz eigener Prägung, die ihren Ursprung nach uralter Tradition auf den Apostel Thomas zurückführt. Besonnen und kritisch weiß der Verfasser diese Tradition als begründet und glaubwürdig darzutun. Offen bleibt jedoch die Frage, warum die südindische Kirche anscheinend von Anfang an von der Kirche Mesopotamiens abhängig blieb, obwohl doch die eine wie die andere in gleicher Weise apostolischen Ursprungs ist.

Eine Tragödie sondergleichen entwickelte sich jedoch, als diese uralte christliche Kirche eigener Prägung im 16. Jahrhundert durch die portugiesische Eroberung Malabars mit der lateinischen Kirche des Westens in Berührung kam. Hätte man dieser Kirche, die rechtgläubig und mit dem Apostolischen Stuhl in Rom verbunden sein *wollte*, statt der Latinisierungsversuche einheimische Bischöfe des eigenen Ritus als Oberhirten gegeben, dann wäre ihr die lange Leidensgeschichte vom 16. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts erspart geblieben; und das neue Leben, das mit der Errichtung der einheimischen Hierarchie durch Pius XI. im Jahre 1923 begann, wäre wohl schon früher aufgebrochen. Zuerst waren es die Portugiesen, später unter der holländischen und britischen Herrschaft auch die übrigen lateinischen Missionare, die sich den Bemühungen der Propaganda um die Ernennung einheimischer Oberhirten ständig widersetzen. — Der Verfasser behandelt diese leidvollen vierhundert Jahre mit Takt und starker Zurückhaltung. Er verschweigt zum Beispiel, daß der rätselhafte, wahrscheinlich aber von einem der damals (1652) vorübergehend unierten chaldäischen Patriarchen in Mossul und Salmas/Urmia auf Betreiben des Archidiacons Thomas entsandte Bischof Ahatalla von den Portugiesen auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde (S. 128), sodaß es dadurch zu einem vorübergehenden Schisma der Thomas-Christen kam, in dem aber nur eine Minderheit verharrte. Die gesamten Wechselbeziehungen zwischen der chaldäischen Kirche Mesopotamiens und der syro-malabarischen Kirche Südindiens muß die fernere Forschung wohl noch klarer herausarbeiten.

Es ist dem Verfasser ein Herzensanliegen, den Nachweis zu versuchen, daß die Thomas-Christen eigentlich niemals Nestorianer oder von der katholischen Kirche getrennte Schismatiker waren. Auf Grund seiner Argumente kann man zugeben, daß die Thomas-Christen nach ihrem eigenen Selbstverständnis immer katholische Christen sein und mit dem Apostolischen Stuhl zu Rom in Verbindung bleiben *wollten*. Am überzeugendsten beweist das ihr ursprüngliches Verhalten gegenüber den Portugiesen, mit denen sie sich als zur gleichen Kirchengemeinschaft gehörig betrachteten. Ohne weiteres anerkannten sie auch die Bischöfe, die ihnen von 1556 an von den unierten chaldäischen Patriarchen gesandt wurden. Die späteren Widerstände und Revolten richteten sich nur gegen die Latinisierungsbestrebungen und gegen die übrigen unberechtigten Eingriffe der Abendländer in ihre religiös-nationale Eigenart. Mit Recht wird die unglückselige Synode von Diamper (1599) als „Unions“-Synode abgelehnt, da die Thomas-Christen ja schon unierte, von Rom bestätigte Bischöfe hatten.

Kaum haltbar ist jedoch die These des Verfassers, daß auch das Patriarchat von Seleukeia-Ktesiphon nicht nestorianisch und schismatisch gewesen sei. Es wirkt zunächst etwas verwirrend, daß er nur vom Patriarchat Seleukeia-Ktesiphon als der übergeordneten kirchlichen Instanz der Malabar-Christen spricht; denn diese waren offenbar von Anfang an von der Kirche Mesopotamiens abhängig, das im 1. christlichen Jahrhundert zum persischen Patherreich, von Kaiser Trajan an mit kurzer Unterbrechung bis 364 zum Römischen Reich gehörte und dann erst Provinz des

neupersischen Reiches mit Seleukeia-Ktesiphon als Hauptstadt wurde. Die kirchlichen Zentren waren in den ersten drei Jahrhunderten Edessa, Nisibis und Arbela, danach erst Seleukeia-Ktesiphon. Es ist wohl zuzugeben, daß es kein Schisma, sondern nur das Streben nach berechtigter, nationaler Autokephalie war, als der Groß-Metropolit der neupersischen Hauptstadt im Jahre 424 mit allen von ihm abhängigen Kirchen sich vom Patriarchat Antiochien unabhängig machte (S. 31). Doch darf hier nicht übersehen werden, daß der scharfe politische Gegensatz zwischen dem neupersischen und dem oströmischen Reiche vom 4. bis 7. Jahrhundert die Gestalt der Kirchengemeinschaften in diesen Ländern bestimmte. Weil das katholische Christentum im oströmischen Reiche Staatsreligion war, wurde es im neupersischen Reiche in den furchtbaren Verfolgungen vernichtet. Die Nestorianer jedoch und zum Teil auch die Monophysiten, die im oströmischen Reiche verfolgt oder wenigstens bedrückt waren, wurden aus dem gleichen Grunde im neupersischen Reiche aufgenommen und konnten sich zu einer machtvollen Kirchengemeinschaft entfalten. Das Patriarchat Seleukeia-Ktesiphon, das 762 nach Bagdad und 1559 nach Mossul verlegt wurde, verstand sich selbst ohne Zweifel als nestorianisch und unabhängig vom Apostolischen Stuhl in Rom und blieb es auch trotz mancher Annäherungsversuche unter der arabischen und mongolischen Herrschaft. Dieser juridische und faktische Sachverhalt wird auch dadurch nicht wesentlich anders, daß es sich demnach zutiefst um eine politisch-nationale Frage, nicht aber um eine Häresie oder ein Schisma im theologischen Sinne handelte, daß die große Masse der Gläubigen von den spitzfindigen theologischen Streitfragen nichts wußte und daß die Unionsbestrebungen in dieser Kirche immer sehr stark waren; denn das ist bei allen Kollektivabspaltungen und -wiedervereinigungen der Fall; die eigentlichen theologischen Fragen spielen in diesen Fällen gegenüber den politisch-nationalen und sonstigen pragmatischen Interessen meistens die geringste Rolle.

Vielleicht kommt man dem geschichtlichen Sachverhalt am nächsten mit der Feststellung, daß das ostsyrische Patriarchat in Seleukeia-Ktesiphon und später in Bagdad und Mossul vom 5. Jahrhundert bis zu den Unionsversuchen im 16. bis 19. Jahrhundert zwar nestorianisch und vom Apostolischen Stuhl in Rom getrennt war, daß die Thomas-Christen, die von den Verfolgungen im neupersischen Reich ja nicht berührt wurden, im großen und ganzen jedoch ihren vornestorianischen Glauben beibehielten und auch in Kirchengemeinschaft mit Rom bleiben *wollten*, obwohl ihre von den ostsyrischen Patriarchen entsandten Bischöfe bis 1556 nestorianisch waren. Das war möglich, weil die einheimischen Archidiakone, die fürstlichen Ranges waren, die eigentliche Leitung der syro-malabarischen Kirche in Händen hatten, während die landfremden und der Landessprache meist unkundigen Bischöfe über die liturgischen Funktionen hinaus wenig Einfluß besaßen; diese nahmen außerdem sehr stark Rücksicht auf ihre Gemeinden und schlossen sich praktisch deren Glauben und Kirchengemeinschaft an, wie es das Beispiel des Mar Jakob (1504–1550) zeigt. Wahrscheinlich sind sogar die Unionsbestrebungen der Patriarchen von Bagdad/Mossul im 17. und 18. Jahrhundert zutiefst von dem kirchenpolitischen Ziel bestimmt, auf diese Weise nicht nur ihrer Familie das 1450 eingeführte Erbpatriarchat zu erhalten, sondern auch die Jurisdiktion über die Thomas-Christen nicht zu verlieren.

Vallendar-Schönstatt

H. Schulte S. A. C.

Ernst Benz: Die russische Kirche und das abendländische Christentum. München (Nymphenburger Verlagshandlung) 1966. 192 S., geb. DM 16.80; kart. DM 12.80.

Dieses Bändchen enthält fünf Aufsätze, von denen die meisten schon vor 20 Jahren erschienen waren, jetzt aber überarbeitet und ergänzt worden sind. Der erste Beitrag behandelt die Beziehungen der russischen Kirche zu Westeuropa. Der Verf. faßt hier seine früheren Untersuchungen zusammen, ohne auf neuere Arbeiten zu demselben Thema einzugehen. Auf diese Weise werden viele Beziehungen der rus-